

Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 38

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hilflos

Der Abend eines sommerheissen Tages. Menschenmassen wälzten sich durch den Zürcher Hauptbahnhof. Ich wälzte mich mit ihnen. Kein schneller Schritt war möglich, wegen der Völkerstämme nicht, wegen der Temperatur erst recht nicht. Mehr als dreissig Grad hatte man bestimmt gemessen. Mir graute es

Von Ilse Frank

beim Gedanken an die Fahrt in stückiger Zugluft.

Noch kroch ich den Gleisen entlang, strebte zu Fuss Richtung Heimat, parallel zur SBB-Komposition so weit nach vorne wie möglich, um ein freies Plätzchen zu ergattern. Schon befand ich mich ausserhalb des Perrondaches, wo mir die Sonne in den Nacken brannte, dass ich ächzte. Während ich seufzte, gewährte ich einen jungen Mann, der lang ausgestreckt am Boden lag, mitten in Kofferbergen und Taschenhügeln, die er dösend zu bewachen schien. Ich wunderte mich über die Hitzebeständigkeit des Burschen, schämte mich beinahe meines Jammerns und wollte an dem Ruhenden vorbeischieben. Da kippte er zur Seite, liess einen Laut des Ekels vernehmen. Ich schaute genau hin, sah, dass Schaum aus dem geöffneten Mund quoll. Der Schreck lähmte mich für Sekundenbruchteile. Dann wandte ich mich zagend an einen eben aus dem Waggon steigenden Passagier und sagte: «Entschuldigung, ich glaube, wir sollten helfen. Dem jungen Mann da geht es schlecht.»

Der Angesprochene stellte sich hinter mich, schaute mir über die Schulter. Ich rief den wie tot Daliegenden an, rief «Hallo» und «Was ist?», bekam jedoch keine Antwort. Jede Reaktion blieb aus, auch als ich den Burschen am Arm fasste und seinen Körper sacht rüttelte. Inzwischen war ein weiterer Reisender hinzugetreten. «Pumpt ihm den Magen aus!», befahl der Fremde, und ich dachte sofort an übermässigen Alkoholenuss, an Drogenmissbrauch. «Wahrscheinlich ist er betrunken», informierte ich den von mir herbeigerufenen Passagier. Da kam ich schön an! «Warum betrunken? Der Mann hat viel eher einen Kollaps. Bestimmt ist er bei dem warmen Wetter schon lange unterwegs.»

Diesmal schämte ich mich wirklich: Ich hatte mich, ohne zu überlegen, ohne wahre Anteilnahme auch, vom Geschwätz eines Senkrechten anstecken lassen. Um das Fehlverhalten wettzumachen, lief ich zum abseits beschäftigten Kondukteur, schilderte ihm den Vorfall und bat ihn um Beistand. Der Uniformierte kam, blickte in die Runde, machte dem Bremsenprüfer Meldung. Ich glaubte, die Rettung für den Zusammengebrochenen nahe, und um nicht aufdringlich zu erscheinen, entfernte ich mich, setzte mich in die Eisenbahn.

Nach fünf Minuten hörte ich noch nichts Spezielles, also lehnte ich aus dem Fenster und entdeckte zu meiner Erleichterung einen mit Funk versehenen Arbeiter neben dem jungen Mann. Getrost liess ich mich auf «meiner» Bank nieder, erhob mich aber wenig später wieder.

Draussen hatte sich die Szene noch nicht verändert. Ich begann mich aufzuregen, schüttelte den Kopf, rätselte, was das Nichtstun zu bedeuten habe. Da tauchten zwei weitere Reisende auf, packten den jungen Mann an Armen und Beinen, schleppten den leblos wirkenden Körper in den kargen Schatten, den eine Reihe von Gepäckwägelchen warf. Den Kopf des offenbar Ohnmächtigen drehten die beiden sorglich zur Seite.

Ich zieh mich eines Versäumnisses, weil ich nie einen Kurs in Erster Hilfe besucht hatte, und hoffte, Träger mit einer Bahre würden mich bald vom Alp befreien. Als dies nach einer Viertelstunde noch immer nicht der Fall war, wandte ich mich erneut an den Kondukteur: «Sie, kümmern sich denn niemand wirklich um den armen Menschen?» «Doch, klar!», beruhigte mich der Gefragte, «aber bis die Ambulanz durch den Stossverkehr gefunden hat, dauert es eben eine Weile.» – Die Ambulanz! Das gab's ja gar nicht. Ich hatte geglaubt, im Bahnhof befinde sich ein Sanitätsposten, doch so naiv konnte wahrscheinlich wieder nur ich sein. Vor Gram, aus Grimm wurde mein Kopfschütteln immer heftiger. «Ein Skandal!», murmelte ich, und es war mir vollkommen gleichgültig, wer was von mir hielt.

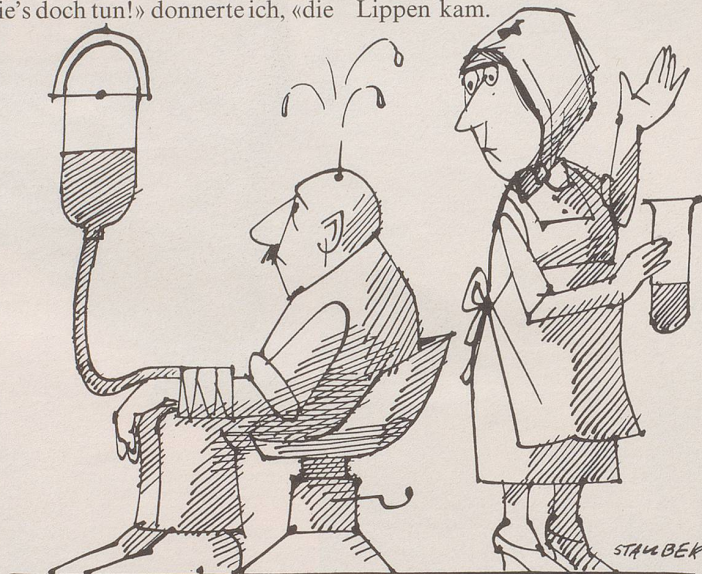
Während der Heimfahrt, zu Hause sah ich dauernd den Ärmsten vor mir, wie er in der Hitze lag und sich nicht rührte. Das Bild verfolgte mich.

Anderntags wollte ich es genau

wissen. Ich rief die SBB-Information an, erkundigte mich, ob es im Hauptbahnhof Zürich tatsächlich keinen Sanitätsposten gebe. «Nein», lautete die lakonische Antwort. «Da ist niemand, der medizinische Dienste zu leisten imstande wäre?» «Nein», lautete die Antwort wieder, «höchstens ein Pflasterchen oder so wird abgegeben.» Ich rang nach Atem. Das hatte mein Gesprächspartner wohl vernommen. «Überhaupt», stellte er klar, «wäre die Einrichtung des Postens Aufgabe der Stadt, nicht der SBB.» «Dann soll sie's doch tun!» donnerte ich, «die

Polizei hockt ja auch da.» «Die braucht es eben», gab die Stimme am anderen Drahtende zurück. «Meinen die Zürcher», spottete ich, «und die Sanität braucht's natürlich nicht. Sterben könnte einer ...» «Ja, bei diesen Temperaturen schon», gab die Auskunftsperson zu. Da verabschiedete ich mich kurz und warf den Hörer empört auf die Gabel.

Dann sass ich lange vor dem Apparat, legte mir manches zu recht. «Diese elenden Quadrat-schädel!» war das Mildeste, das in der Schimpftirade über meine Lippen kam.



Aussteiger

Sie sind nicht die einzigen Aussteiger, meine beiden Freunde. Aussteigen gehört schon fast zum guten Ton. Doch zweimal aussteigen ...?

Vor zwei Jahren stiegen sie aus, beide. Er hatte genug von Sitzungen im Management, von Geschäftsessen, Vor- und Nachspeisen. «Du», sagte er zu mir, «ich kann meiner Lebtage keine Pommes frites mehr sehen. Ab sofort gibt's bei mir Kartoffeln nur noch so, wie sie aus dem Boden kommen. Du, ich suche mir einen Bauernhof.»

Sie hatte von ihrem Traumjob genug. Bei einem Prominentenchirurgen «Fehlentwicklungen» umzumodellieren, davon hatte sie die Nase voll. «Fertig!» sagte sie zu mir, «ab sofort langt's mir. Ich hab' nur noch einen Wunsch. Ich will ein Büsi, einen Hund, Hühner, Schafe, alles, nur keine verrückten Frauenzimmer mehr. Du, wir suchen uns einen Bauernhof.»

Tatsächlich schafften es die beiden Aussteiger innert eines halben Jahres, den gesamten Wohlstand abzustreifen, aus der dezent gediegenen Garderobe in währschafte Jeans und leinene Hemden umzusteigen. Selbst ein Bauernhof war in Sicht: Glücklicherweise waren sie, die beiden, sehr glücklich. Bei einem gelegentlichen Zusammensein sprach man wieder über die vergangenen Jahre, und wieder fiel das Wort Pommes frites. «Du», sagte er, «wenn du so viele Pommes frites gegessen hast wie ich, kannst du unmöglich jemals wieder auch nur an Pommes frites denken. Pommes frites – das ist etwas, was es in meinem Leben nie mehr geben wird. Alles – nur keine Pommes frites.»

Als im Mai die Bäume blühten, war Umzug auf den Bauernhof. Das umgebaute Haus war zu einem Schmuckstück geworden. Natürlich ohne allen Luxus, aber gemütlich. Hühner gackerten ums Haus, lieferten täglich frische Eier, ein Büsi samt Jungen war auch da, und meine Freunde genossen es, ihren endlich gefun-

denen Lebensstil leben zu können. Es war also das einzig Richtige – für beide –, was sie getan hatten. Man freute sich mit den beiden und sass einmal wieder beisammen, bei urchiger Bauernkost, einem Stück Käse und frischgekochten Gschwelthen. Fast beneidete man die beiden ein bisschen um ihre beschauliche, ruhige Art des Seins ...

Die Bäume um das Bauernhaus blühten zum zweitenmal und – Kirschen sind geerntet worden. Demnächst werden wir wieder beisammensitzen, werden über Sinn und Zweck unserer Schufterei reden und dann wieder denken, dass es die beiden doch als einzige richtig gemacht haben. Aussteigen ins gemütliche «Dasein» – ohne Hetze, ohne Termine, ohne den Tanz um schnöden Mammon ...

Gestern hatte ich einen Telefonanruf aus der gemütlichen Bauernstube meiner Freunde. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich, dass es meine liebe Bekannte kaum mehr aushält in der stillen Umgebung. «Du», sagte sie, «du, es ist schlimm, nur bei diesen Hühnern, Katzen, Schafen und Hunden. Du, wir machen etwas Neues.»

Dann vernahm ich das Neueste vom Neuen: Die zwei gehen weg, wandern aus, in ein fernes Land ennet dem grossen Wasser. Wandern aus, weil es dort bessere finanzielle Möglichkeiten in einer bestimmten Branche gibt ... «Arbeitsintensiv zwar, aber finanziell grossartig», hörte ich. Und auf meine gezielte Frage: «Kauft ihr dort drüben eine Farm?» folgte die völlig unerwartete Antwort: «Nein, natürlich keine Farm – eine Pommes-frites-Fabrik.»

Annegret

Lago

Kennen Sie den Lago d'Ombra? Verwundern würde es mich nicht. Die Puschlaver haben nämlich im Rahmen der Förderung des Tourismus ihre Wanderwege neu angeschrieben, was an und für sich ein löbliches Unterfangen ist. Schliesslich laufen nicht alle Wanderer kartenbewehrt im Gelände herum.

Tatsache ist, dass der Lago d'Ombra heute viel öfter aufgesucht wird als früher. Ich schreibe hier absichtlich nicht, wo er zu finden ist, damit es nicht noch mehr Besucher werden. Nicht, dass sich viele ins Wasser wagen

würden, dazu sind die Temperaturen denn doch zu niedrig. Aber sie lagern sich gerne rund um den See; und wer wollte es ihnen verwehren, nach dem steilen Abstieg? So bahnten auch wir uns einen Pfad durchs Gestrüpp, um zu einem ruhigen Plätzchen zu gelangen. Als wir uns zufrieden niederlassen wollten, tönte eine (wenn auch freundliche) Stimme vom Hang herab: «Würden Sie bitte einen Augenblick auf die Seite treten, damit ich noch eine Photo vom See machen kann?»

Wir, als ehemalige alleinige «Besitzer» des Lago d'Ombra – nicht einmal die Badehose schleppten wir früher mit – waren recht betupft. Nicht nur schickte man uns aus dem Bild, man beachte nicht einmal, dass wir uns als photogene Typen vielleicht recht gut auf dem Bild ausgenommen hätten!

Ach, wie wäre das schön, wenn man alles Hässliche auf die Seite stellen könnte, um schöne Gegenden zu fotografieren! Nicht nur störende Autos am Strassenrand und Telefondrähte vor berühmten Gebäuden, sondern auch Betonklötze, Atomkraftwerke, Fernleitungen, Autobahnen, geplante Skipisten im Sommer ...

(Bitte nach Belieben ergänzen.)

Dina

Koch- und Lebenskunst

Es gibt Genies – vereinzelt. Ich habe davon sagen hören. Dann gibt es noch die Begabten. Sie sind schon grösser an der Zahl, doch im ganzen gesehen recht harmlos. Viel gefährlicher sind, so empfinde ich es, die Alleskönner. Und sie sind leider nicht zu zählen.

Für einen durch und durch biederer Menschen wie mich bedeutet es geradezu eine Bedrohung, sich mit einem derart Qualifizierten einzulassen. Während der mit der linken Hand wahre Wunderwerke vollbringt, mit der rechten die Welt in Gut und Böse einteilt und gleichzeitig den Kopf für speditives Denken offenhält, ist mir, der Neid muss es gestehen, Gleichwertiges versagt. Auch unter Nutzung aller mir zur Verfügung stehenden Kräfte werden mir dergleichen Höhenflüge nie gelingen.

Wie viele kreative Köpfe gibt es heutzutage in der Tafelkunst!

Das Abendessen mit sieben Gängen ist für den Liebhaberkoch eine Lappalie. Wenn Essen nicht ein Grundbedürfnis wäre, wäre ich schon längst verhungert ob der Komplexe, die mir die Kochtopfspezialisten einjagen. Als ich einmal in hemmungslosem Übermut, als Folge genossener hochkarätiger Köstlichkeiten, die Köchin nach dem Rezept für die erlesenen Speisen fragte, meinte sie in gekonnter Untertreibung: Ein wenig von diesem und ein wenig von jenem, gut gerührt und fest geschlagen; und alles überbacken. Sowie – ach ja – ein Tüpfli Pimpernell.

Wie anders ist es bei mir! Die Kochete beginnt mit einem Generalstabsplan. Beide Hände müssen einsatzfähig sein. Dem Kopf ist freies Denken nicht erlaubt. Sämtliche Sinne haben sich auf ihre speziellen Fähigkeiten zu beschränken. Kumulationen sind unerwünscht. Störungen sind unbedingt zu vermeiden; der Abschirmungsdienst ist dafür verantwortlich. Trotz exakter Umsetzung des «Man nehme ...» in die Wirklichkeit ist meist das Gericht dann doch ein anderes als vorgesehen. Doch lässt sich das entschuldigen als Schöpfung «à la mir».

Noch nie aber hat sich ein Gericht so verändert wie letztthin. Von den ausländischen Gästen fasziniert, vergass ich beim Apéritif meine hausfraulichen Pflichten, bis mich gewisse Düfte sensibilisierten: In ungestörtem Prozess hatte sich die Vorspeise in Rauch aufgelöst; da konnte Pimpernell auch nichts mehr retten.

Unter Aufbietung meines charmantesten Charmes zog ich den schon an der Tafel sitzenden Gästen das Soufflébesteck unter den Händen weg. Nun bewährte sich meine Neigung zu humorvollen Lebenskünstlern: «Man muss immer flexibel sein!» tröstete der hilfreiche Gast und erkundigte sich, ob das andere Besteck liegen bleiben dürfe. Es durfte.

Marianne Ludwig

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben

AMNESTY
international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 30-3417

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Nicht dumm – dämlich (Nebelspalter Nr. 29)

Liebe Frau Suzanne
Leider muss ich Ihnen widersprechen. Das hat zwar Frauen gegenüber stets fürchterliche Folgen, aber immerhin.
Der Computer ist nicht dumm. Dumm sind höchstens die Programmierer(innen), die die Programme herstellen. Oder ist etwa das Klavier ein idiotisches Instrument, nur weil ein Vollidiot darauf herumhämmert?
Seht Euch vor vor den modernen Schamanenpriestern! Sie umgeben ihre liederlich zusammengeschusterten Programme mit dem Hauch des Geheimnisvollen, nur, um ihre Dämlichkeit zu tarnen.
Es ist – ohne Spass! – eine Institution im Kommen, die die Qualität von Programmen prüft und ihnen dann eine Art Qualitätssiegel verpasst! Es ist höchste Zeit! Nur so kann den unfähigen Programmierer(innen) einigermassen das Handwerk gelegt werden.
Übrigens, so was gibt es in jeder Branche: unfähige Ärzte, Rechtsanwälte, Politiker, Redakteure (!), usw., usw.
Herzlichst G. Ledig, Hamburg

Kleiner Irrtum (Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Ruth Rossi
Um es vorwegzunehmen: Ich möchte nichts beanstanden, im Gegenteil. Sie haben mir Gelegenheit zum Stöbern in Gedichten gegeben.
Beim Lesen Ihrer Zeilen «Das Gedicht» wusste ich, auch noch seit mehr als vierzig Jahren, dass es unmöglich «Die Sarazenin» heissen kann, dieses Gedicht. «Mit zwei Worten» heisst es, und dann gibt es noch ein anderes von C.F. Meyer, das «Der Pilger und die Sarazenin» heisst. Und dieses habe ich wieder gelesen, um mich zu vergewissern, dass es anders Inhalts ist. So habe ich wieder einmal Zeit gefunden, mich in Meyers Gedichte zu versenken. Es war eine schöne halbe Stunde, und ich danke Ihnen also für Ihren kleinen Irrtum bestens.
Inzwischen werden Sie es wohl gemerkt haben ...
Nüt für unguet!
Mit freundlichen Grüssen
M. Affolter